

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman n.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Eine Bitte hätte ich allerdings, Herr von Reibnitz, eine sehr große Bitte.“

„Und das wäre?“

„Der Werkmeister Kreidel und ich, wir sind immer im Briefwechsel miteinander geblieben. Aber ich habe Regine nichts davon gesagt, weil ich Angst habe, es könnte sie mißtrauisch machen gegen mich. Und so kann ich ihr denn auch den Brief nicht zeigen, den ich heute von ihrem Vater erhalten habe. Es ist ein sehr trauriger Brief, und der alte Mann tut mir in der Seele leid. Er hat so große Sehnsucht nach seinem einzigen Kinde. Aber er kann doch den ersten Schritt nicht tun. Und Regine ist so stolz — oder so eigensinnig, wie man es nun nennen will. Als ich sie fragte, ob sie denn nicht mal an ihren Vater schreiben wollte, hat sie mich sehr kurz abgefertigt. Aber wenn Sie es ihr sagen würden — Ihnen zuliebe würde sie es doch vielleicht tun. Da — wollen Sie nicht selbst lesen, was der Werkmeister schreibt?“

Er hatte den Brief aus der Tasche gezogen und ihn auf die Bettdecke gelegt.

Mit einigem Widerstreben entfaltete Reibnitz das Blatt und ließ seine Augen über die ungelenkten Schriftzüge hingleiten.

„Ja, es ist sehr rührend,“ meinte er dann mit einem Anflug der alten Spottlust. „Na, soweit es an mir liegt, will ich gerne das Meinige tun. Wann darf ich denn Regines Besuch erwarten?“

„Es gibt gerade heute im Lager so viel zu tun, daß sie sich schwerlich wird losmachen können. Aber morgen — morgen kommt sie gewiß.“

„Na, dann werde ich ein eindringliches Wort mit ihr reden. — Aber was ist das? Was schreibt der Mann da von dem Baron Bardeleben? Ich darf das doch auch lesen?“

In sein Gesicht war plötzlich ein Ausdruck höchster Spannung gekommen, und die Hand, die den Brief hielt, begann sichtbar zu zittern.

Der Buchhalter sah sehr bestürzt aus. „Ach, das sollten Sie lieber nicht tun, Herr von Reibnitz — es könnte Sie aufregen. Wenn die Frau Baronin wirklich vergiftet worden ist, wie es in Reinswalbau heißt — einen Mann, wie den Baron wird man doch nicht im Ernst beschuldigen können, ihr Mörder zu sein.“

Der Kranke hatte kaum auf seine Worte geachtet. Er starrte noch immer auf den Brief, auch als er ihn längst zu Ende gelesen haben mußte. Und nun befahl ihn aufs neue einer seiner erstickenden Dufenanfälle, länger, qualvoller und erschreckender, als es die bisherigen gewesen waren.

„Um Gottes willen, Herr von Reibnitz —! Ich will doch lieber die Schwester rufen. Oder kann ich — kann ich vielleicht etwas zu Ihrer Erleichterung tun?“

Reibnitz schüttelte den Kopf. Es währte lange, bis er sich halbwegs erholt hatte. Dann sagte er mit einer matten, verblöhdenden Stimme, die ganz anders klang als vorher: „Ich danke Ihnen, Brehmer. Sie sind wirklich ein braver Mensch. Und die Regine wird nicht schlecht mit Ihnen fahren. Aber nun entschuldigen Sie mich — nicht wahr? Wie Sie sehen, kann ich mir nicht mehr ungestraft den Luxus eines Plauderstündchens leisten. Grüßen Sie das Mädel und sagen Sie ihr, daß ich sie morgen erwarte. Wenn Sie aber jetzt hinausgehen, dann teilen Sie vielleicht der Schwester mit, daß ich den Oberarzt bitten lasse — sehr dringend bitten lasse, können Sie ihr sagen.“

Ganz verstört von den letzten beängstigenden Eindrücken, wußte der Buchhalter kaum die Tür zu finden. Und er entledigte sich draußen seines Auftrages in so eindringlichen Worten, als wäre es nach seiner Ueberzeugung ein Sterbender, der da nach dem Arzt verlangte.

Dotho v. Reibnitz aber lag ganz still und starrte zur Zimmerdecke empor, wie wenn er da droben die Antwort zu finden hoffte auf eine Frage, die in grausamer Dialekt sein stieberheißes Hirn zermartete.

Behn Minuten später erschien der Arzt, ein noch jugendlicher, sehr liebenswürdiger Herr mit einem heiteren, blühenden Gesicht, aus dem die Patienten Tag für Tag wie aus einem unversieglichen Quell ihren kümmerlichen Hoffnungsvorrat zu schöpfen pflegten.

„Nun, Herr v. Reibnitz,“ fragte er jovial, „woher diese plötzliche Sehnsucht nach meiner Gesellschaft?“

„Ich möchte Sie etwas fragen, Doktor. Wie lange habe ich Ihrer Meinung nach noch zu leben?“

„Hallo — das nenne ich schweres Geschick! Gibt es denn gar nichts Lustigeres, womit Sie sich die Langeweile vertreiben könnten, als mit solchen Grillen?“

Es sind nicht bloß Grillen. Die Sache hat eine erwünschte praktische Seite, Doktorchen! Und nicht bloß für mich. Daß ich wieder gesund werden könnte, ist doch ganz ausgeschlossen — wie?“

„Warum sollten Sie nicht wieder gesund werden können? Ich habe schon kränkere Patienten gehabt, die heute auf den Brocken klettern, ohne zu verschmausen.“

„Wenn ich nun vor meinem Tode noch eine sehr wichtige Pflicht zu erfüllen hätte. — Sie könnten mir also mit gutem Gewissen raten, es noch auf unbestimmte Zeit zu verschieben?“

Das rosige Gesicht des Arztes wurde ernster. „Dringender Verpflichtungen sollte man sich immer sobald als möglich entledigen, Herr v. Reibnitz — auch wenn man nicht gerade genötigt ist, mit den schlimmsten Möglichkeiten zu rechnen.“

„Die Sache hat noch einen kleinen Haken. Nehmen wir zum Beispiel an, ich müßte, um einen anderen zu entlasten,

An Geständnis ablegen, ein Geständnis, das mich, wenn ich gesund wäre, ohne weiteres ins Gefängnis bringen würde — hätte ich noch zu fürchten, daß man mich von hier hinwegholen und einsperren würde?"

„Fragen Sie mich das im vollen Ernst?"

„Es wird wohl so sein, Herr Doktor.“

„Dann glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, daß man Sie nicht mehr von hier hinwegholen wird.“

„Na, das ist wenigstens deutlich. Die Sache hätte also wirklich Eile?"

„Da Sie sagen, daß es sich darum handelt, einen anderen zu entlasten — ja, Sie hat Eile.“

„Aber es muß doch noch nicht gerade heute sein — nicht wahr? Ein paar Wochen oder wenigstens ein paar Tage können Sie mir wohl noch geben?"

„Ich bin nicht allwissend, Herr von Reibnitz. Es können recht wohl noch Wochen sein, aber —“

Er zuckte die Achseln und sah vor sich hin.

Reibnitz lachte. „Mit der Kletterpartie auf den Brocken ist's also doch nichts mehr, wie ich sehe. — Na, in Gottes Namen also! Bestellen Sie mir irgend eine Amtsperson, die legitimiert ist, ein gültiges Protokoll aufzunehmen, und bestellen Sie sie noch auf den heutigen Nachmittag. Denn seit einer Viertelstunde ist mir wirklich so, als ob die Sache Eile haben könnte. Geben Sie mir der Sicherheit halber lieber etwas Stimulierendes, Doktor. Man kann ja nicht wissen —“

Es war Abend geworden, als Botho von Reibnitz mit zitternder Hand seinen Namen unter das Protokoll setzte, das er mit harter Qual und unter vielen Unterbrechungen durch seine schweren Hustenanfälle dem mit einem Amtsrichter erschienenen Schreiber in die Feder diktiert hatte.

Es begann mit den vorgeschriebenen Personalangaben und lautete dann weiter: „Nachdem ich im Frühling des vorigen Jahres meinen Abschied als Offizier genommen hatte, trat ich auf ein Anerbieten des Barons von Bardeleben hin als Volontär auf dem ihm gehörigen Rittergut Klein-Ellbach ein. Bald wurde ich von einer leidenschaftlichen Liebe für Frau Irma von Bardeleben ergriffen. Ich sah, daß sie in unglücklicher Ehe lebte, und ich machte mir deshalb kein Gewissen daraus, ihr meine Gefühle zu offenbaren. Sie gewährte mir nichts, aber sie entmutigte mich auch nicht, und ich hatte den Eindruck, daß sie einwilligen würde, mir anzugehören, sobald sie von den Banden ihrer Ehe befreit wäre. Den Vorschlag einer Scheidung aber lehnte sie immer wieder ab. So war es nur der Tod des Barons, auf den ich meine Hoffnungen setzen durfte, und es war gewiß keine Täuschung, wenn ich wahrzunehmen glaubte, daß die Gedanken und Wünsche der Frau von Bardeleben ganz ähnlich waren. Wir haben niemals in klaren, unzweideutigen Worten davon gesprochen, aber die Anspielungen, die in bezug darauf sehr oft gemacht wurden, ließen mir zuletzt keinen Zweifel mehr, daß ich mit einer solchen Tat die sehnlichsten Wünsche der Frau erfüllen würde, zumal sie nicht müde wurde, mir bei solchen Gelegenheiten Feigheit und Ruhmredigkeit vorzuwerfen. Aber der Baron war fast immer von Klein-Ellbach abwesend, und wenn er einmal auf kurze Zeit erschien, fehlte es mir zur Ausführung meines Vorhabens ebenso sehr an Mut als an der Gelegenheit. Da traf im November des vorigen Jahres Bardeleben eines Abends ganz unerwartet ein. Ich erfuhr gleich nach seiner Ankunft, daß er gekommen war, um mich aus seinem Hause zu entfernen. Nach dem im Familienkreise eingenommenen Abendessen machte er mir in der beleidigendsten Form sehr heftige Vorwürfe. Ich war beinahe sinnlos vor Aufregung, und der Gedanke, aus der Nähe der geliebten Frau verbannt zu werden, beraubte mich vollends jeder klaren Ueberlegung. Ich hatte mit Frau von Bardeleben eine kurze Unterredung im Speisezimmer des Schlosses, eine Unterredung, aus der sie notwendig den Eindruck gewinnen mußte, daß ich zum Aeußersten entschlossen sei, um sie mir zu erringen. Und wieder wies sie mich nicht zurück, sondern beschränkte sich auf spöttische Bemerkungen, die nur dazu bestimmt sein konnten, meinen leidenschaftlichen Haß gegen ihren Mann bis zur Siedehitze zu entflammen. Zuletzt, als ich ein bestimmtes Versprechen von ihr verlangte, entzog sie sich mir und ging in ihre Zimmer hinauf. Ich irrte wie ein Verrückter im Hause umher, und als ich zu meinem Unglück von einem Dienstmädchen erfuhr, daß Bardeleben noch einmal nach dem Wirtschaftshofe hin-

übergegangen sei, faßte ich den unstünnigen Entschluß, seine Gattin in den oberen Zimmern aufzusuchen, weil ich um jeden Preis Gewißheit darüber haben wollte, was ich nach dem etwaigen Tode des Barons hoffen dürfte. Ich betrat das neben dem Schlafgemach der Frau gelegene Arbeitszimmer Bardeleben's, und hier hatte ich noch einmal eine kurze Unterredung mit der Baronin. Sie schalt mich wegen meiner Dreistigkeit und forderte mich auf, das Zimmer zu verlassen, ehe wir in Gefahr kämen, von ihrem Manne überrascht zu werden. Als ich daraufhin erklärte, daß ich nicht gehen würde, bevor ich nicht eine bestimmte Antwort von ihr erhalten hätte, sagte sie wörtlich: „Richten Sie ihre Frage an mich, wenn mein Mann nicht mehr unter den Lebenden ist. Vorher habe ich Ihnen nichts zu sagen.“ Damit ging sie in ihr Schlafzimmer und verriegelte hinter sich die Tür. Auch ich wollte mich nun entfernen. Da fiel mein Blick auf eine bis zum Stöpsel hinauf gefüllte Kognakkaraffe auf dem Schreibtisch des Barons. Ich wußte, daß er vor dem Schlafengehen stets ein Glas zu sich nahm, und ich erinnerte mich zugleich, daß ich auf meinem Zimmer eine beträchtliche Menge Gift aufbewahrte, das ich mir zur Zeit meiner schlimmsten Leutenantsbedrängnisse in selbstmörderischer Absicht verschafft hatte. Ohne lange zu überlegen und ohne mir über das Unsinnige meines Beginns klar zu sein, nur von dem wahrwichtigen Verlangen nach Rache und von dem leidenschaftlichen Begehren nach dem Besitz des geliebten Weibes erfüllt, holte ich es, schüttete die ganze Menge des Giftes in die Karaffe und entfernte mich eilig.

Am nächsten Morgen, nach einer im fürchterlichsten Seelenzustand verbrachten Nacht, hörte ich, daß Frau von Bardeleben während dieser Nacht plötzlich gestorben sei. In heftiger Verzweiflung eilte ich an ihr Sterbelager, und als ich im Passieren des Arbeitszimmers sah, daß sich der in der Karaffe enthaltene Kognat ungefähr um den Inhalt eines Glases verringert hatte, gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß durch irgend einen unbegreiflichen Zufall die Baronin statt ihres Mannes das Opfer meines Anschlages geworden sei. Um einer Entdeckung vorzubeugen, hielt ich mich inmitten der hier versammelten Dienerschaft des Schlosses so lange in der unmittelbaren Nähe des Schreibtisches auf, bis ich Gelegenheit fand, die Karaffe durch eine ansehnend ungeschickte Bewegung hinabzuwerfen, so daß sie in Trümmer ging und sich ihr Inhalt über den Fußboden ergoß, wo er ja dann, wie ich wußte, alsbald durch Auswischen entfernt werden würde. Wenn also jetzt festgestellt werden sollte, daß die Baronin Irma v. Bardeleben durch Gift gestorben ist, so trifft das Verschulden an ihrem Tode niemand als mich. Da ich weiß, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe, lege ich dies Geständnis ab, um mein Gewissen zu entlasten und um einen Schuldboden vor ungerechtfertigtem Verdacht zu bewahren. Ich befinde mich im vollen Besitz meiner Geisteskräfte und versichere, daß ich in vorstehendem die reine Wahrheit gesagt habe. Den Baron v. Bardeleben bitte ich, mir zu verzeihen, und ich hoffe, daß der Allmächtige mir ein gnädiger Richter sein werde.

Botho v. Reibnitz.“

(Fortsetzung folgt.)

## Was die ostpreussischen Flüchtlinge in Berlin erleben.

Von Curt Bauer.

Gerade wollte ich nach einem bescheidenen Frühstücksimbiß das Lokal verlassen, als ich mich am Tüpfel meines Rockes festgehalten fühlte. „Herrich, Manche, send Sie das werkl'ich?“ hörte ich eine mir aus weitzurückliegenden Jugendjahren vertraute Stimme überlaut an mein Ohr schlagen. Ich blickte mich schnell um. Auch alle anderen Gäste blickten sich schnell um und lachten. War das nicht mein Landsmann Abomeit, der Lehrer von Groß-Kraakstapellen? Na, das gab ein freudiges Händedrücken, bei dem ich mich mit Genugtuung überzeugte, daß ihm die Nüssen keinen Finger abgeschnitten hatten. „Ich ging gleich mit den ersten!“ erklärte er selbstzufrieden, wie jemand, der stolz ist, sich in der Hauptstadt des Reiches bereits heimisch zu fühlen. Gewiß, ihm ging ja nichts ab, wie er mir auf meine mitleidigen Blicke versicherte. Er bezog als Beamter auch während der Kriegszeit sein „Festest“ und brauchte nicht die öffentliche Hilfe in Anspruch zu nehmen wie die anderen. Ja, richtig die anderen! Ich mußte mich natürlich zu ihnen setzen: einige Männer und Frauen aus Tapolau, Nikolaiten, Verpocken. „Kennen Sie Verpocken? Na, dann Brösterchen!“ und wir stießen

die Häuser zusammen. Sie waren alle erst im letzten Augenblick entflohen, wie sie gingen und standen, von Jahrhunderte altem väterlichen Besitz. In einem Augenblick, wo Gut und Leben nicht mehr einen Deut gilt, wo man alles gern hingeben möchte, um nur Ehre, Frauen, Kinder und Greise zu retten. Wochenlang hatten sie den Kanonendonner gehört, ohne zu fliehen. Der starke, ostpreussische Bauer verläßt nicht sein Eigentum. Lieber stirbt er darin. Aber als dann Flüchtlinge aus Nachbarorten entsetzt die Greuelthaten, die absurdesten Nachsichtigkeiten der Barbaren berichteten, da klang der Schrei: Die Russen kommen! schlimmer als der Tod. Und alles eilte in peinvoller Flucht der Hauptstadt des Reiches zu. Denn da vor würde sie das ganze deutsche Volk schützen.

Eine Verwandte meines Freundes Adomeit war mit ihren beiden Kindern im Moabiter Kriminalgericht einquartiert worden, zusammen mit etwa 200 anderen Kriegsflüchtigen. Sie schien von allen überstandenen Nengissen und Strapazen noch sehr angegriffen. Drei Wochen hatten sie Einquartierung gehabt. „Kennen Sie sich so was vorstellen?“ Ihr Mann befand sich bereits auf der Rückreise nach Ortelsburg. Um die Freikarte zu erhalten, waren sie tagelang von Pontius zu Pilatus geschickt worden. Nun wußten sie trotzdem nicht, ob er wirklich die Heimat erreichen, dort bleiben oder wieder zurückkommen würde. Selbst die Eisenbahnverwaltung weiß das nicht zu sagen. „So geht's uns allen, schrecklich, schrecklich! Man mecht doch zu Haus. Man mecht doch sehn, was zu retten ist. Verwandte und Freunde suchen. Einmal heißt es, die Männer kennen abfahren und dann kennen se wieder nich. Un was begnennen wer Damens mit de Kender allein? Man kenn' rein verriekt werden.“ Aber in Ihrem Quartier sind Sie doch gewiß gut aufgehoben? — „Na, und ob!“ Das müßte sie selbst zugeben. Ich könne sie ja besuchen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und als ich mich eines Tages durch die weiten Irwege des Moabiter Balastes gefunden hatte, begegnete mir freudig in einem geräumigen Hofe die beiden kleinen Töchter meiner Landsmännin, gefolgt von einer Schar lustiger Spielkameraden. „Hier lebt sich's wohl besser als zu Hause“, fragte ich angesichts ihrer großen Bewegungsfreiheit. „Ne, das schon nicht“, antwortete das größere Mädchen, während ihren Mund ein nachdenklich weinlicher Zug umgab. Gleich darauf blühte es jedoch wieder heiter in ihren frischen Ostpreußenduglein: „Sandhausen zum Spielen haben wir auch schon bekommen!“ Ob sie in Berlin zur Schule gingen, wollte ich noch wissen. „Ne“, war wieder die verächtliche Antwort, „in die Gemeindefschule wollen wir nicht. — Zu Hause“, fügte sie mit dem Stolz der Bewußtsein der ostpreussischen Kleinstädterin hinzu, „besuchen wir die hehere Töchterschule!“

Nicht wenig erstaunt war ich dann, in dem sonst so gestrengen Gebäude hohe, vornehm getafelte Stuhnsätze zu lustigen Schlafstühlen mit 10—12 Betten hergerichtet zu sehen. Die meisten der darin Wohnenden hatten gewiß noch nie zuvor solche Räume gesehen, weder in Tapaia noch in Labiau, gestanden auch zu, sich darin wohl zu fühlen; immer jedoch mit dem seufzenden Vorbehalt: „Wenn wir nur erst nach Hause könnten!“ Unten in der Küche bereitete die gute Schwester Marie Riesenköpfeln mit Essen vor. „Zu füttern haben wir genug!“ meinte draußen meine kleine Begleiterin. Als wir die Mutter trafen, war sie gerade im Begriff, zum französischen Gymnasium zu gehen, in dessen Turnhalle die Damen vom Roten Kreuz Kleidungsstücke und Wäsche verteilen. Es war so plötzlich kalt geworden. Die Kinder brauchten Wollfächer, sie selbst Schuhe und Kleider. Man hatte ja „rein nichts“ mitnehmen können. All die schöne Wäsche und Kleider würden die Russen vernichtet oder verbrannt haben. „Man is ja kein Mensch nich mehr, schlimmer wie'n Bettler. Man schämt sich ja rein, wo man zu Haus alles hadde!“ Dabei zählte mir die gute Frau weinend ihren ganzen reichen Hausstand auf, bis sie ihre mutigere Nachbarin antiech und ihr zurief: „Na, Jettche, grein' doch man nich gleich immer!“ Sie trocknete schnell die Tränen. „Na, wenn die Damens vons Note Kreis nich wären!“

In der Tat fanden wir die Turnhalle des französischen Gymnasiums in ein Riesenmagazin verwandelt. Da lagen Berge von Wäsche aller Art, ganze Gestelle voll Kleider, Schuhe, Hüte für Männer, Frauen, Kinder in allen Größen und Farben. Die nachdem es die hochherzigen Berliner für die notleidenden Ostpreußen herbeigebracht hatten. Emsiger, als wären es bezahlte Verkaufstinnen, halfen die Damen den dicht herbeiströmenden Flüchtlingen anprobieren und suchten eilig die passenden Größen aus dem angehäuften Vorrat herauszufinden. Meine Begleiterin hielt schlüpfen den ihr im Reichstagsgebäude bereits für die gewünschten Gegenstände ausgeschriebenen Zettel hin und fand erdrend jedes Maß passend, das man ihr anbot, um die vornehme „Verkäuferin“ nicht aufzuhalten. Was kommt's unter solchen Umständen auf einige Zentimeter an. Nur daß sie in der Verwirrung den Gut grün, den Mantel rot und die Schuhe gelb erhalten hatte, schien sie nachträglich zu beunruhigen. „Et, wenn mein Bruder im Feld bleibt und ich Trauer kriege?“ meinte sie bedenklich. „Reies kann ich mir nichts anschaffen!“ Neben uns stand eine kleine magere Frau, die mit größter Gelassenheit ihre bereits nervöse „Verkäuferin“ das ganze Warenlager nach einer passenden Wolljacke durchsuchen ließ. Die eine schien ihr zu eng und die andere zu weit, die dritte zu dunkel und hatte sie endlich während ein Stück eingesteckt, so wollte sie stets noch eine Zugabe von Strümpfen, Tüchern usw.

Es war schon spät, ich mußte wecker, da mein Freund Adomeit mich in der Neuen Philharmonie erwartete. Dort versammelte sich nämlich täglich um die Mittagszeit die Ostpreußen im großen Saale: eine ungeheure Menge zusammengeleitet aus den verschiedensten Ständen und Städten. Jeder Tisch trägt den Namen einer bestimmten Gegend, dessen Klang in uns die frische Erinnerung an Kriegsnot und Zerstörung wachruft. Man hat den Eindruck, daß all diese Menschen sich hier zusammen aufheitern und gegenseitig trösten wollen, wie jemand, der mit seinem Schmerz in Gesellschaft geht, wo er lächeln muß. Aber unter der ruhigen, fast normalen Oberschicht fühlt der Beobachter einen vielstimmigen Mißklang hindurch, ein düsteres Stocken am Lebensrade einer tausendköpfigen Menge. Dieser und jener hat ein Glas Bier vor seinem Blase stehen, was noch den Eindruck der Kärglichkeit unter so vielen vermehrt. Bisweilen wird an einem oder dem anderen Tische vorgelesen: Briefe aus der Heimat, die bald tröstlich, bald ermutigend lauten, je nach der Lage des Ortes. Jeder lauscht, um sich daraus ein Gesamtbild zu machen. Aber es gelingt nicht. Das meiste ist zu traurig, zu individuell, um die Masse zu beruhigen und zu heraten. Auch die Herren von den hilfsfertigen Stellen des Roten Kreuzes und der Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge, die am Vorstandstische sitzen, vermögen es bei der noch allgemeinen Unsicherheit der Zustände nur mangelhaft.

Mein Freund Adomeit geht gelassen mit einem Notizbuch von Tisch zu Tisch und es wird mir schwer, ihn endlich abzufassen. „Kennen Sie sich denken, was ich mache?“ fragte er. „Ich here an jedem Tisch die verschiedenen Dialekte und schreibe sie auf: ein neies ostpreussisches Wörterbuch.“ Ob ich übrigens morgen abend in die Neue Philharmonie käme, wollte er wissen. Wieso? „Nei, so was! Se wissen nich was los ist? Manuche, Manuche, leben Se denn eigentlich in Berlin?“ Morgen sei der herrliche Festsaal zu einer ostpreussischen Abendunterhaltung erleuchtet, die unsere Berliner Landsleute öfter den Flüchtlingen veranstalten. Schöne Musik und andere Unterhaltungen erheben die Herzen der Heimatlosen. So großartige Festlichkeiten gäbe es in Krakowessen nich. „Mer gefallt es werkllich recht in Berlin.“ fügte er hinzu, „ich mechte ganz gerne emmer hier bleiben!“ Und um meines Erscheinens am folgenden Abend sicherer zu sein, rief er mir noch im Fortgehen nach: „Entree und Konzert umentgeltlich, kostet nisch!“

## Unsere Feldgrauen auf dem Marsche — eine amerikanische Schilderung.

Den überwältigenden Eindruck, den das deutsche Heer auf dem Marsche macht, beschreibt S. R. Davis, ein Mitarbeiter der „New York Tribune“ in einem fesselnden Aufsatze, der für uns Deutsche inmitten der Lagenflut so vieler ausländischer Blätter höchst erfreulich ist. Davis hat bei seinem Aufenthalt in Brüssel das deutsche Heer durchmarschieren sehen. Es waren nicht Menschen, so meint er, sondern es wirkte wie eine Naturgewalt, eine Flutwelle, eine Lawine; beim Anblick der ersten Regimenter waren wir ganz geblüht. Nach drei Stunden, als ununterbrochen eine schlaggraue Heereskölle vorbeigezogen war, waren wir ermüdet, aber als Stunde auf Stunde verrann, und es kein Halt, keine Atempause gab, als keine Lücken zwischen den Reihen zu sehen waren, wurde die Sache unheimlich, übermenschlich. Fastniert wandte man sich dem Vorbeimarsch wieder zu. Es war unheimlich und brohend, wie der Nebel über See. Die grauen Uniformen, die Offiziere und Mannschaften tragen, erhöhten den Eindruck des Geheimnisvollen. Nur das schärfste Auge konnte unter den Tausenden, die vorbeimarschierten, den geringsten Unterschied entdecken. Alles bewegte sich unter dem Mantel der Unforschbarkeit. Nur nach außerordentlich zahlreichen und scharfen Proben auf alle Entfernungen, mit allen Stoffen und mit Farbensammlungen, die keine eigentliche Farbe ergeben, hat dieses Grau entdeckt werden können. Daß es zur Bekleidung und Verhelmung der Deutschen im Kampfe ausgewählt worden ist, ist bezweifelnd dafür, wie die deutsche Oberleitung nach höchster Wirksamkeit strebt, nichts dem Zufalle überläßt und keine Einzelheit vernachlässigt. Wenn man diese Felduniform unter den verschiedensten Bedingungen gesehen hat, ist man überzeugt, daß sie die stärkste Waffe des deutschen Soldaten ist. Selbst der beste Schütze kann die Scheibe nicht treffen, der er nicht sieht. Es ist das Grau der Stunde vor Tagesanbruch, das Grau des unpulverten Stahls des Nebels zwischen grünen Bäumen. Zuerst sah ich es auf der Grande Place vor dem Stadthause. Es war unmöglich, zu erkennen, ob auf dem schönen Plage ein Regiment oder eine Brigade war. Man sah nur einen Nebel, der mit dem Steinen verschwamm, mit den alten Häusermauern verschmolz, hin und her wogte, aber nichts sehen ließ, worauf man hätte zielen können. Als später das Heer unter meinen Fenstern an den Bäumen des Botanischen Gartens vorüberzog, tauchte es unter und verlor sich auf dem Wintergrunde des grünen Laubes. Es ist keine Ueber-treibung, wenn man behauptet, daß auf 100 Yards die Pferde wohl zu sehen sind, auf denen die Mannen reiten, daß aber die Reiter selbst nicht zu sehen sind. Als ich neulich die Nachhut der französischen Dragoner und Kürassiere sah, konnten wir sie gegen das Grün und Gelb der Felder auf eine halbe Meile er-

kennen, während diese Männer in den Straßen in dem Grot der Pflastersteine an der nächsten Ecke untergehen und die Erde sie zu verschlucken scheint. . . . Das Heer marschiert noch vorbei. Ich habe in verschiedenen Kriegen sechs Heere gesehen. Aber ich habe keines gesehen, das so gut ausgerüstet war, auch das unsere, das japanische und das englische nicht ausgenommen. Ich spreche nicht von seinem Gefechtsvermögen, sondern von der Ausrüstung und Organisation. Dieses Heer hat drei Wochen hindurch aktiven Dienst getan, und anscheinend fehlt kein Riemen, kein Nagel, es kam herein, voran die rauchenden fahrbaren Feldküchen, und eine Stunde später waren die Postwagen aufgestellt und galoppierten die berittenen Postboten die Reihen entlang und verteilten Briefe. Die Infanterie kam in Reihen zu 5 Mann, jede Kompagnie 200 Mann stark; die Lanzenreiter ritten in Reihen zu 3 Bieren, und es fehlte nicht ein Hähnen. Die Schnellfeuergeschütze und die Feldgeschütze brauchten immer 1 Stunde zum Vorbemarsch, jede Kanone mit Munition war in 20 Sek. vorbei. Die Infanteristen sangen: Lieb Vaterland. Zwischen jeder Zeile machten sie drei Schritte Pause. Zuweilen sangen 2000 Mann gleichzeitig, vollkommen im Takt und Schritt. Wenn eine Pause im Liede war, hörte man nur das Stampfen der genagelten Stiefel, dann erscholl der Gesang von neuem, und wenn sie nicht sangen, spielten die Spielleute. Dann kam das Rauschen der Belagerungsgeschütze, das Knirschen der Räder, das Klirren der Ketten und der scharfe Ton der Signale. Sieben Stunden lang marschierte das Heer in einer geschlossenen Säule, so daß keine Drohsche, keine Straßenbahn fahren konnte. Es floß wie ein Strom von Stahl, grau und geisterhaft. Als dann die Dämmerung kam und tauende von Pferdehufen und tausende von genagelten Stiefeln weiter das Pflaster traten, sprühten Funken aus den Steinen, aber die Pferde und die Männer, die die Funken hervorriefen, waren unsichtbar. Um Mitternacht zogen Nachwagen und Belagerungsgeschütze vorbei. Um 7 Uhr morgens wurde ich durch den Marschschritt und die Musik aufgeweckt. Ob sie die ganze Nacht hindurch marschiert sind, weiß ich nicht, aber jetzt ist 26 Stunden hintereinander das graue Heer geheimnisvoll wie Nebel und hartnäckig wie eine Dampfwalze vorbeigezogen.

**Vermischtes.**

\* Die Tagesleistung einer Streichhölzer-Maschine. 10 Millionen Streichhölzer an einem Tage — das ist die Leistung der sog. „Kompletter-Maschine“, die jetzt bei der Streichhölzerfabrikation verwendet wird. Wie in einem Aufsatz der Holzwelt ausgeführt wird, war früher der Weg, den die Entschung des Streichholzes vom Holzstamm bis in die Schachtel zurücklegen mußte, ein sehr umständlicher, bei dem viele Arbeiter beschäftigt wurden. Heute werden alle Vorgänge durch eine Maschine besorgt, in der sich ein mit Behntausenden von Löchern versehenes Band über Rollen und Walzen durch einen großen Rahmen hindurchbewegt. Nachdem die Holzstücke zu den rohen Holzstücken verarbeitet sind, werden sie in der Maschine durch ein Paraffinband geführt und so „amprägt“, dann durch Walzen mit Köpfen versehen und zuletzt durch einen Trockenraum geschoben, worauf die Maschine sie wieder ausstößt und die ausgestoßenen automatisch in Schachteln eingefüllt werden, während die freigebliebenen Köpfe sich wieder mit neuen Holzstücken füllen.

\* Soldatenhumor. Von unsern Soldaten aus dem Osten erzählt man uns, daß sie gleichsam als Symbol der verschwundenen Russenberberschaft im eroberten Gebiet die groteske Figur eines Kosaken ausgehöhlt haben, und ähnliches wird aus Frankreich berichtet. Die gleichen Zeichen guten Humors haben unsere wadern Krieger schon 1870 in Frankreich an vielen Orten sehen lassen. „Einen drolligen Eindruck macht es, wie unsere Leute von den verlassenem Dörfern Besitz ergreifen“, erzählt s. B. Verdy du Vernoy in seinen Erinnerungen. „Da werden an einzelnen Stellen Strohmänner aufgestellt und ihnen zurückgelassene Kleidungsstücke angezogen, männliche und weibliche Garderobe durcheinander. Barbierbeden werden zu großen Orden umgewandelt, der Kopf dieser Puppen mit glänzenden Vontierhelmen oder hohen Hauben geschmückt und ihnen in die Hand Befehle oder dergleichen gegeben. Namentlich haben unsere Leute es auf die Fußgeschäfte abgesehen, deren Pappköpfe neue Uebermalungen erhalten und dann in phantastischer Ausstaffierung an den Fenstern aufgebaut werden, weiß und rot geschminkt und mit vorgebundnen wollenen Nationalgarden-Epauletts versehen.“

\* Der Bau der Vogelfeder. So verschiedenartig auch Form und Gestalt der Vogelfedern sind, wie die neuesten, von Prof. Chandler vorgenommenen und in den „Naturwissenschaften“ veröffentlichten Untersuchungen zeigen, sind sie doch alle auf einen einzigen Grundtypus zurückzuführen, der je nach der Aufgabe, die der Feder bei den mannigfachen Lebensäußerungen der Vögel zufallen, nur eine verschiedenartige Umgestaltung erfahren. Chandler hat eine im nördlichen Amerika häufige Weihenart, den Circus hudsonius, für seine Untersuchungen gewählt und dabei festgestellt, daß eine einzige, vollkommen ausgebildete Schwanzfeder dieses Vogels nicht weniger als 1 250 000 Einzelgebilde aufweist, die,

wenn man sie nebeneinander legen würde, eine Länge von über 1000 Metern erreichen. Nimmt man die Zahl der in einer einzigen dieser Wimperfederchen vorhandenen Fellen nur mit 20 an, und zieht man die große Zahl der den Vogel bedeckenden Federn in Betracht, erwägt man endlich, daß alle diese Federn wenigstens einmal im Jahr bei der Mauser erneuert werden müssen, so erhalten wir eine Vorstellung von der gewaltigen Bildungskraft, die der Haut des Vogelskörpers innewohnt.

**Büchertisch.**

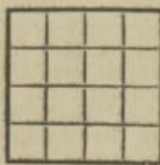
— Hessische Chronik. Seit 10 der Monatschrift „Hessische Chronik“ (herausgegeben von Prof. D. Dr. Diehl; Verlag der B. C. Wittichschen Hofdruckerei in Darmstadt) enthält einen sehr interessanten Aufsatz von Bruno Jacob über „Kassels Eintritt in das deutsche Eisenbahnnetz“. Prof. D. Dr. Diehl liefert eine Fortsetzung seiner „Studien zur Hessener Matrikel“.

— Wie große Künstler den Krieg darstellen. Eine Publikation von packendem Interesse über dieses Thema bringt das Oktoberheft der prächtigen Monatshefte „Die Kunst“ (Verlag Brudmann, München) unter dem Titel „Symbolische Darstellungen des Krieges“. Nicht fade Allegorien zeigen uns die sehr schönen Abbildungen dieses Aufsatzes, sondern Schöpfungen, die aus gewaltigster Behaltungskraft unserer größten Künstler heraus entstanden sind. Wir nennen die Blätter nach Rubens, Velasquez, Dürer, Böcklin, Menzel, Klinger, Kolb, Studt, Rubin u. a. — Ein zweiter Aufsatz des Heftes führt uns vom Kampf in die stille Stube: „Probleme des Interieurbildes“ ist er überschrieben. Köstliche Illustrationsproben begleiten den Text. Von Vermeer von Delft bis Leibl und darüber hinaus reißt sich Verle, besonders erwähnenswert wegen ihrer technischen Vollkommenheit die beiden Farbdrucke nach Th. Alt „Im Atelier“ und Albert von Keller „Chopin“. — Und nochmals führt uns das Heft in die kriegerische Welt; der dritte Aufsatz ist Jacques Callot gewidmet, dem Lothringer Meister, der mit so unerhörter Meisterschaft und heißem Patriotentum die Leiden, die Franzosen und Schweden über seine Heimat gebracht hatten, mit der Nadel schilderte. Verschiedene andere, gleichfalls reich illustrierte Aufsätze über Teile der Kunstgewerblichen Verbundausstellung in Köln vervollständigen den überaus reichen Inhalt dieses Heftes, mit dem „Die Kunst“ in ihren 16. Jahrgang eintritt. Umfassendste Orientierung über alle Fragen der bildenden Kunst, ein, besonders auch im Hinblick auf den mäßigen Preis, unerhörter Reichum technisch vollkommenen Illustrationsmaterials haben „Die Kunst“ zu einer unserer wertvollsten und schönsten Monatschriften gemacht; sie sollte in jedem Hause, in dem das Schöne ein Heim hat, Eingang finden und gerade heute wird die Beschäftigung mit der bildenden Kunst an der Hand eines so reichen Genuß vermittelnden Führers manchem willkommenen Ausgleich für die durch die Beitergebnisse hervorgerufenen nervöse Spannung bieten.

— Vom deutschen „Barbarismus“. Es ist eine köstliche Vergeltung zu sehen, wie die Deutschen, die von den Herren Maeterlinck und Kipling Barbaren gescholten werden, von jeder danach streben, das Bestesleben aller Völker und Zeiten zu umfassen. Der Deutschen Seele will gleichmäßig die Tiefe und die Universalität. Das Volk Goethes ist zugleich das Volk der Uebersetzer. Die Deutschen ehren das Geistige und Schöne, wo auch immer sie ihm begegnen; mit der Kraft des Eigenen lesen sie die Bücher, sehen sie die Kunst aller Nationen. Den Deutschen gehört der geistige Kosmos — ungefragt und in Reinheit. Darum können sie, während in blindem Rassenhaß ringsum Spieße starren, von Dostojewskij und Tolstoj, von Dickens und Jola, von französischer Malerei und japanischem Kunstgewerbe hören, und mit Genugtuung nennen sie Shakespears einen deutschen Dichter, die Cyds, Remling, Goes und Rubens deutsche Maler. In solchem Sinne hat Robert Breuer das soeben erschienene Oktoberheft des „Kunstfreund“ (Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde) „Wir und die Anderen“ genannt. So rächen sich Barbaren.

**Magisches Quadrat.**

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A A M M N N O R R S S T derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlaufend folgendes bedeuten:



1. Asiatisches Reich.
2. Figur aus einem Ibsen'schen Drama.
3. Fluß in Armenten.
4. Ist auf Schiffen zu finden.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:  
 Luise — Uhlant — Daun — Waffel — Inn — Gulden —  
 Suaheli — Halas — Anguilla — Feile — Eule — Neumauge;  
 Ludwigshafen.